Die wissenschaftstheoretische Problematik der Integration psychotherapeutischer Methoden

Walter Herzog, Zürich

Lange Zeit war das wissenschaftliche Selbstverständnis der Psychologie durch die unmittelbaren Vorbilder der Physiologie und der Physik geprägt. Noch heute wird das Programm einer physikorientierten Psychologie vertreten, am deutlichsten im "radikalen Behaviorismus" (z. B. Skinner 1976). Doch die direkten Anleihen bei der Physik sind im Verlaufe der Geschichte der Psychologie etwas rarer geworden. Mit der Geburt der Wissenschaftstheorie zu Beginn dieses Jahrhunderts hat ein attraktiveres Idol die Stelle der Physik eingenommen. Im Verhalten der Psychologie allerdings hat sich nichts geändert: Waren es früher die Botschaften der Physik, so sind es heute die Worte der Wissenschaftstheorie, die als Edikte gelten, an die man sein Handeln als wissenschaftsbewußter Psychologe zu orientieren hat.

Seit den ersten Stunden der Wissenschaftstheorie gibt es die verschiedensten Versuche, die Psychologie deren Appellen gemäß zu reformulieren. Frühe Arbeiten haben Stevens und Brunswik vorgelegt. Sie wollten die Psychologie im Jungbrunnen des logischen Empirismus erneuern. Nach dem Niedergang des logischen Empirismus wechselten die Psychologen ihr wissenschaftstheoretisches Gewand und wurden kritische Rationalisten (z. B. Perrez 1972) oder analytische Wissenschaftstheoretiker (z. B. Westmeyer 1973). Als dann auch der Thron Poppers ins Wanken geriet, erlebte die Psychologie eine Inflation an Kuhnschen Paradigmen (z. B. Palermo 1971; Groeben & Scheele 1977) oder Konversionen zur konstruktivistischen Wissenschaftstheorie (z. B. Werbik 1974). Und seit Feyerabend mit viel Sinn für Public Relations die Wissenschaft als Anarcho-Dadaismus verkauft, könnte man glauben, die Psychologie sei das beste Beispiel zur Illustration seiner Thesen (z. B. Kessel 1969, S. 1003).

Das Sich-Kuscheln an die Physik genauso wie die Suche nach der Nestwärme der Wissenschaftstheorie zeugen von einem gering entwickelten Selbstbewußtsein der Psychologie. Nicht nur das, die Bindung an die Wissenschaftstheorie ist in ihren Konsequenzen irrational. Denn die Beziehung Psychologie/Wissenschaftstheorie ist asymmetrisch. Es gibt praktisch keine wissenschaftstheoretischen Analysen der Psychologie. Die Wissenschaftstheorie hat sich seit ihren Anfängen als Reflexion auf die Naturwissenschaften, insbesondere die Physik, institutionalisiert. Der Wissenschaftsbegriff wird der Psychologie in einer Form vorgelegt, wie er von der Physik abstrahiert worden ist. Die Wissenschaftstheoriegläubigkeit der Psychologie wird auf diese Weise zu einer impliziten Physikgläubigkeit. Die Anlehnung an die Wissenschaftstheorie bringt weder formal noch inhaltlich eine Änderung im

Verhalten der Psychologie: Die Physik ist nach wie vor das (geheime) Vorbild der Psychologie. Mit dem Glauben an die Wissenschaftstheorie hält die Psychologie ihre alte Bindung an die Physik aufrecht.

Geht man davon aus, daß die Psychologie ihre eigenen Probleme hat, die nicht mit denen der Physik identisch sind, so muß das traditionelle Muster der wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzung in der Psychologie als gestört bezeichnet werden. Die Psychologie geht nicht von den Besonderheiten ihres Gegenstandes aus, um eine autochthone psychologische Wissenschaftstheorie zu entwickeln, sondern sie überantwortet sich einer externen Instanz, deren Kompetenz in psychologischen Dingen mehr als fraglich ist. Nicht nur reproduziert sie damit indirekt ihre Abhängigkeit von der Physik, sondern ebenso unterwirft sie sich den Marschordern der Philosophie, denn die Physiognomie der modernen Philosophie ist markant von den Zügen der Wissenschaftstheorie geprägt. Was aber ist von einer Psychologie zu halten, die sich im 20. Jahrhundert an eine Philosophie bindet, von der sie sich im 19. Jahrhundert mit allen Kräften lossagte?

Auf dem Wege zu einer psychologischen Wissenschaftstheorie

Es scheint, als sei die Psychologie in letzter Zeit etwas selbstreflexiver geworden. Im Verhältnis Psychologie/Wissenschaftstheorie beginnt sich ein gewisser Wandel abzuzeichnen. So meint etwa Silverman: wir sollten uns bewußt sein, daß eine Wissenschaft sinnvollerweise nicht dadurch errichtet werden kann, daß wir extern auferlegte Vorschriften für ihre Verfahren und Probleme akzeptieren" (Silverman 1971, S. 584). Wolman verweist auf die problematischen Konseguenzen, die eine Anlehnung an die physikorientierte Wissenschaftstheorie mit sich bringt, und schließt daraus: "Eine Analyse der in der Physik verankerten Probleme ... löst die methodologischen Probleme der Psychologie nicht. Die Psychologie hat ihre eigenen erkenntnistheoretischen Probleme (problems related to the observer-versus-observed paradigm), und eine in der Psychologie verankerte Wissenschaftstheorie hat diese zu studieren. ... Verhaltenswissenschaftler haben keine andere Wahl, als ihre eigene Wissenschaftstheorie zu entwickeln, die auf ihre spezifischen Forschungsbedürfnisse und Probleme bezogen ist" (Wolman 1971, S. 882f., 884). Ähnlich glaubt Royce, die Zeit sei reif, ,,... um die bewußte Artikulation einer einheimischeren Philosophie der Psychologie zumindest zu initiieren" (Royce 1976, S. 49).

Nicht wenig zu dieser Entwicklung beigetragen hat die Wissenschaftstheorie selbst. Die "new philosophy of science" (*Shapere*) hat einige alteingesessene Ideen über das Wissenschaftstreiben außer Kurs gesetzt. Bei *Hanson, Kuhn, Toulmin, Polanyi, Feyerabend* und anderen wird in einer "pragmatischen Wende" die Wissenschaft nicht bloß

als Aussagensystem, sondern ebenso als *Handlung* und *Institution* gesehen. In der Wissenschaft gibt es viele nicht-artikulierten Dinge: es gibt Sozialisationsprozesse, Traditionen, unhinterfragte Annahmen, Modelle, Problemlösemuster und normative Bindungen; es gibt Rhetoriker, Politiker, Scharlatane, Genies, Päpste und Gläubige. Die "normale Wissenschaft" (*Kuhn* 1976) ist ein weniger dramatisches Geschehen als es das Bild der permanenten und unerbittlichen Abfolge von "Mutmaßungen und Widerlegungen" ("conjectures and refutations") suggeriert, das *Popper* (1969) in die Welt gesetzt hat. Die Wissenschaft ist eine "Lebensform" (*Wittgenstein*), in der es durchaus menschlich zugeht und Revolutionen eher selten auf der Tagesordnung stehen.

Mit der pragmatischen Umorientierung der Wissenschaftstheorie verliert das traditionelle Verhalten der Psychologie einiges an Plausibilität. Sieht man sich ein neueres Beispiel für die Auseinandersetzung von Psychologen mit der Wissenschaftstheorie an, so zeigt sich dies deutlich. Groeben und Westmeyer suchen in ihrer Arbeit nach "Kriterien psychologischer Forschung" und erwarten von der Wissenschaftstheorie, "... daß sie die Anforderungen aufstellt und begründet, die eine allgemeine Methodologie der jeweiligen Wissenschaft ... zu erfüllen hat" (Groeben & Westmeyer 1975, S. 26). Nach einem tour d'horizon durch die moderne Wissenschaftstheorie kommen sie 200 Seiten später zu der Einsicht, daß ihre anfänglichen Hoffnungen auf keinen Fall erfüllt werden: "... das Ziel, Wissenschaftskriterien als Normen für die Generierung von Methoden ... zu gewinnen, ist ... zum augenblicklichen Zeitpunkt nicht erreichbar" (Groeben & Westmeyer 1975, S. 226).

Sollte sich das Verhältnis Psychologie/Wissenschaftstheorie in der eben skizzierten Richtung weiterentwickeln, so ist davon jedenfalls für die Psychologie, nur Gutes zu erwarten. Die Über-Ich-Funktion der Wissenschaftstheorie würde allmählich absterben. An deren Stelle tritt eine autochthone Wissenschaftstheorie der Psychologie. Die Physik sowohl wie die Philosophie verlieren ihren Status als angstauslösende Wissenschaftsimagines. Die Psychologie gewinnt die innere Freiheit, sich ihre Identität selbst zu erarbeiten. Sie wird unabhängiger, selbstbewußter und selbstreflexiver.

Wie eine autochthone Wissenschaftstheorie der Psychologie auszusehen hat, läßt sich in wenigen Worten nur schwer sagen. Ein Element allerdings sei hier zur Diskussion gestellt: Die anthropologische Ebene, die jeder Psychologie zugrunde liegt und daher von jeder psychologischen Wissenschaftstheorie in Rechnung zu stellen ist. Die Sprache, in der wir über Psychisches sprechen, die Theorien, in denen wir Psychisches erklären, und die Methoden, mittels derer wir Psychisches erforschen, sind auf Modelle des Menschen bezogen, die unser Verhalten als Psychologen steuern (vgl. Walter Herzog 1980).

Modelle haben verschiedene Funktionen. Bei Wirklichkeitsfeldern, deren Struktur bekannt ist, sollen Modelle repräsentieren und selegie-

ren. Sie bilden Realitäten ab, normalerweise unter einer bestimmten Perspektive. Diese selegierende Perspektive steht unter Kriterien der Nützlichkeit. So ist es beispielsweise nützlich, in einer Straßenkarte zwischen verschiedenen Kategorien von Straßen zu unterscheiden, während dies in einer Klimakarte nicht von Bedeutung ist. Wenn die Wirklichkeit, die zur Sprache steht, nicht bekannt ist, so haben Modelle eine heuristische Funktion, d. h. sie strukturieren eine unbekannte oder neuartige Erfahrung unter der Perspektive einer bereits bekannten Realität. So wurde beispielsweise im 19. Jahrhundert versucht, die neu entdeckte Elektrizität mit Hilfe mechanischer Denkmodelle zu verstehen. Zur heuristischen Funktion von Modellen gehört auch, daß sie längst bekannte Phänomene in einem neuen Licht erscheinen lassen. Modelle helfen uns, der Realtät neue Aspekte abzugewinnen, neue Beziehungen zu sehen.

Als Heuristiken fungieren nicht selten Analogien. Eine Wirklichkeit wird so angeschaut, als sei sie gemäß den Strukturen einer anderen Wirklichkeit beschaffen. So wird beispielsweise der Mensch gesehen, als ob er eine Maschine wäre. Die Maschinenmetapher ist das wohl weitverbreitetste Analogiemodell in der Psychologie. Es findet sich in der klassischen Assoziations- und Bewußtseinspsychologie, im Behaviorismus, in der Psychoanalyse, aber auch in der kognitiven Psychologie, wo der Computer als Modell des Menschen verwendet wird: "Die Aufgabe eines Psychologen, der die menschliche Kognition verstehen will, ist analog derjenigen eines Menschen, der entdecken will, wie ein Computer programmiert ist" (Neisser 1974, S. 22). Der Computer ist lediglich das neueste Exemplar in einer langen Reihe von technischen Apparaten und Maschinen, die als Modelle des psychischen Funktionierens verwendet werden. Die Geschichte der mechanistischen Modellanalogien läßt sich parallel zur Geschichte der Maschinentechnologie schreiben. Die Menschenmodelle ändern sich, wie sich die Maschinen ändern, die der Mensch baut (vgl. Chapanis 1961, S. 113)

Das mechanistische Denken als Beispiel eines psychologischen Analogie-Modells kann eine weitere Funktion von Modellen veranschaulichen, die besonders in der Psychologie bedeutsam ist, nämlich die Konstituierung von Wirklichkeit. Die heuristische Funktion von Modellen geht im Bereich der Psychologie fast unmerklich über in die konstituierende Funktion. Der Grund dafür liegt in der unbekannten Natur der psychischen Wirklichkeit. Weil die Beschaffenheit des psychischen Gegenstandes sowohl unklar wie kontrovers ist, haben die in der Psychologie verwendeten Modelle vorwiegend die Funktion, die psychische Wirklichkeit überhaupt erst einmal konzeptuell abzustecken. Die Menschenmodelle in der Psychologie sind weniger Abstraktionen oder Selektionen von Wirklichkeit; vielmehr schaffen sie Wirklichkeit, indem sie eine Sichtweise freilegen, unter der das Psychische für Theorie und Forschung "griffig" wird.

Es sollte nicht der Eindruck erweckt werden, als würde die Psychologie ausschließlich mit Als-ob-Modellen arbeiten und über abstraktive Modelle nicht verfügen. Es ist das besondere Verdienst der *phänomenologischen Psychologie*, immer wieder zu versuchen, der Psychologie ein "einheimisches" Menschenmodell zu unterlegen. Trotzdem ist die phänomenologische Psychologie nach wie vor eher eine "Orientierung" (ein "approach") denn eine Theorie (vgl. *MacLeod* 1970; *Graumann & Métraux* 1977), und darin dürfte auch der Grund liegen für ihre geringe forschungspraktische Bedeutung. Deshalb ist wohl noch einige Zeit damit zu rechnen, daß importierte Menschenmodelle (Alsob-Modelle, Analogie-Modelle) die wichtigste Sorte von Modellen bleiben werden, die in der Psychologie Verwendung finden.

Wissenschaftstheoretisch von besonderem Interesse ist der nicht-empirische Charakter von Modellen. Modelle sind "Stipulationen" (Israel 1972) oder "Präskriptionen" (Watson 1967), die das anthropologische Feld abstecken und die Grenzen festlegen, innerhalb derer die theoretische und empirische Kleinarbeit in Angriff genommen werden kann. Die Adäquatheit von Modellen läßt sich daher nicht nach Kriterien der Wahrheit bemessen. Modelle können weder wahr noch falsch sein. Vielmehr werden sie gemäß ihrer Nützlichkeit beurteilt (Chapanis 1961; Lachman 1960; Reese & Overton 1970). Arbeiten wir beispielsweise mit der Computer-Metapher, so wäre es offensichtlich absurd zu behaupten, der Mensch funktioniere wie ein Computer. Sinnvoll läßt sich nur sagen, empirische Daten seien mit einer theoretischen Formulierung kompatibel, die den Menschen so versteht, als ob er ein Computer wäre. Daten können als erfolgreiche Illustratoren eines Menschenmodells fungieren. Das Modell selbst können sie weder bestätigen noch widerlegen.

Mit dieser Diskussion der Funktion von Menschenmodellen sollte gezeigt werden, daß eine Wissenschaftstheorie der Psychologie spezifische Probleme zu lösen hat, die sich nicht über den nivellierenden Leisten der szientistischen Wissenschaftstheorie schlagen lassen. Insbesondere die konstituierende Funktion von Menschenmodellen und die analogisierende Zugangsweise zur psychischen Wirklichkeit erfordern die Begründung besonderer Kriterien zur Beurteilung der Wissenschaftlichkeit psychologischer Erkenntnisse. Das heißt nicht, daß die Ergebnisse der traditionellen Wissenschaftstheorie für die Psychologie unbrauchbar sind, jedoch hat deren Relevanz für eine Analyse der Psychologie in jedem Fall sehr genau untersucht zu werden. Was die Psychologie braucht, ist eine autochthone Wissenschaftstheorie, die ihren spezifischen Problemen gerecht werden kann.

Ein Minimalmodell des psychotherapeutischen Feldes

Wenn wir uns nun der Frage nach den wissenschaftstheoretischen Problemen der Integration psychotherapeutischer² Methoden zuwenden, so geschieht dies auf dem Hintergrund sowohl des kritisierten Verhältnisses Psychologie/Wissenschaftstheorie als auch des Fehlens einer ausgearbeiteten psychologischen Wissenschaftstheorie. Es läßt sich wohl mit einigem Recht von einem Konsens über einen minimalen Begriff von Wissenschaftlichkeit als methodisch abgesichertes (und das heißt letztlich: intersubjektiv nachvollziehbares) Wissen ausgehen. Eine wissenschaftstheoretische Analyse von Psychotherapien kann sich daher zum Ziel setzen, die Wissensstruktur des therapeutischen Feldes aufzuhellen. Genau dies wollen wir im folgenden versuchen. Um uns die Aufgabe etwas zu erleichtern, sollen zunächst einige ebenfalls minimale Elemente der psychotherapeutischen Situation zusammengetragen werden.

Ein erstes Grundelement des therapeutischen Feldes ist dessen interaktive Natur. Psychotherapien sind spezifische Formen sozialer Interaktion (vgl. Haley 1978). Ganz unabhängig davon, wem die aktivere Rolle im therapeutischen Prozeß zugeschrieben wird, dem Therapeuten oder dem Klienten, ist die Psychotherapie eine soziale Situation mit allen Konsequenzen, die sich daraus für die Theoriebildung ergeben. So hat eine adäquate Therapietheorie eine Theorie von Menschen zu sein. d. h. sie darf nicht aus einem Modell des Menschen entwickelt werden, sondern sie hat Menschen im Plural vorauszusetzen. Wenige sozialpsychologische Theorien genügen dieser Forderung, da sie zumeist auf einer monadologischen Konzeption des Menschen gebaut sind (vgl. Moscovici 1972), einen "homo clausus" (Elias 1971) unterstellen. Trotzdem gibt es einige bedeutsame Versuche, das psychotherapeutische Geschehen mittels sozialpsychologischer Interaktionstheorien zu erhellen. Fragen der Macht (z. B. Keupp & Bergold 1972), der verbalen und nonverbalen Kommunikation (z. B. Watzlawick, Beavin & Jackson 1972; Scheflen 1976), der Erwartungshaltungen (z. B. Goldstein 1962), der attributiven Urteile (z. B. Valins & Nisbett 1972), der Krankheit als institutionellem Etikettierungsprodukt (z. B. Scheff 1973) etc. werden mit Hilfe sozialpsychologischen Wissens zu beantworten versucht.

Die Psychotherapien selbst haben im allgemeinen ein gering entwickeltes Bewußtsein vom interaktiven Charakter ihrer Praxis. Das gilt selbst für bestimmte Gruppentherapien. So ist beispielsweise die Gestalttherapie hinsichtlich der Reflexion auf Gruppenprozesse erstaunlich abstinent. Auch wenn sich Perls dessen bewußt war und er die Gestalttherapie als "eine Art Einzeltherapie in der Gruppe" (zit. nach Petzold 1974, S. 293) bezeichnet hat, so mutet es doch erstaunlich an, die Psychotherapie im Kontext einer Gruppe anzusiedeln, das interaktive Geschehen selbst aber nicht zum Thema der therapeutischen Arbeit zu machen. Analog sind bestimmte Formen der Körpertherapie zu kritisieren, die ebenfalls individuelle Therapie in der Gruppe favorisieren, eine Analyse der Gruppenprozesse aber nicht vornehmen (vgl. Schützenberger & Geffroy 1979, S. 218).

Die Vernachlässigung des interaktiven Faktors findet ihre Erklärung wohl weitgehend im eingleisigen Verständnis des psychotherapeutischen Wirkungsgefüges: Therapie wird gesehen als vom Therapeuten initiierte Veränderung des Klienten. Die Situation ist vergleichbar dem pädagogischen Handlungsfeld: Auch die Pädagogik hat ein gering entwickeltes Bewußtsein vom im echten Sinne interaktiven Geschehen des Erziehungsprozesses. Und auch die Pädagogik neigt dazu, den Erzieher zu überbewerten und die Erziehung als einen eingleisigen, monokausalen Prozeß zu verstehen. Die Pädagogik ist eine Handlungswissenschaft, d. h. eine "Theorie für die Praxis", und das gilt fraglos auch für die Psychotherapie. Darin ist ein zweites Grundelement des therapeutischen Feldes zu sehen. Psychotherapien haben praxeologisches Wissen bereitzustellen, um dem einen Partner im Therapiefeld, dem Psychotherapeuten, bei seiner Aufgabe behilflich zu sein. In der Konsequenz der praxeologischen Orientierung geht der aktive Beitrag des anderen Partners, des Klienten, leicht vergessen, und die Inter-Aktionsstruktur des therapeutischen Geschehens reduziert sich auf eine reine Handlungsstruktur. Wir werden im folgenden Abschnitt auf die handlungswissenschaftliche Dimension des psychotherapeutischen Feldes ausführlicher eingehen.

Ein drittes Grundelement jeder Psychotherapie ist die Annahme der Veränderbarkeit des Menschen. Das therapeutische Handeln wäre sinnlos, wenn es nicht vom Glauben an die Modifizierbarkeit des Menschen getragen wäre. Therapeutische Schulen können sich nicht darin unterscheiden, daß sie von dieser Voraussetzung ausgehen. Lediglich im Wie der Veränderbarkeit sind Differenzen identifizierbar. Dieses Wie ist als Modellimplikation zu sehen. Ein organismisches Menschenmodell wird die "innere" Regenerationsfähigkeit des Menschen betonen und dementsprechend von einer "Potenz" zur Persönlichkeitsintegration reden, die im Prozeß der Krankheitsgenese gestört wurde und durch die therapeutische Arbeit in ihrem Funktionieren wiederherzustellen ist. Auch wird ein organismisches Modell den Menschen als Totalität sehen und das therapeutische Bemühen von Anfang an als ein ganzheitliches Anliegen verstehen. Die psychische Störung ist nicht als isolierter Verhaltensdefekt angehbar. Gestörtes Verhalten gibt es im Organismus-Modell nicht oder höchstens als Oberflächenphänomen ("Symptom"), dem eine "Tiefenstruktur" zugrundeliegt, an der die Psychotherapie anzusetzen hat. Dagegen wird ein mechanistisches Menschenmodell auf die möglichst exakte Isolierung des gestörten Verhaltens aus sein, das in der Therapie spezifisch anzugehen ist. Der Mensch wird als Assoziationsgefüge verstanden, sein Verhalten bildet eine Additivstruktur, die beliebig aufgebrochen und lokal korrigiert werden kann. Das psychotherapeutische Handeln hat analog der Reparatur eines defekten Maschinenteils zu geschehen. Wiederum anders wird eine Therapie auf der Basis eines rationalen Menschenmodells aussehen. Sie wird weniger die organismische Totalität oder die maschinelle Additivität des Menschen ansprechen, sondern an den epistemischen Strukturen des Klienten ansetzen. Die psychische Störung wird als Manifestation irrationaler kognitiver Verarbeitungsprozesse verstanden. Die therapeutische Aufgabe liegt darin, den Klienten wieder zur "Vernunft" zu bringen. Das Vorbild eines optimal rational Handelnden ist im allgemeinen der Wissenschaftler. Die rationale Therapie versucht daher, den Klienten mit jenen Methoden der Problembewältigung auszustatten, wie sie von der Wissenschaft verwendet werden.³

Aus diesen Überlegungen lassen sich als Korrelate der angenommenen Veränderbarkeit des Menschen festhalten, daß jede Psychotherapie eine Theorie der Veränderung (eine "Lerntheorie"4), eine Theorie der Genese psychischer Störungen (eine "Krankheitstheorie") und ein Modell des störungsfreien ("gesunden") Individuums zu formulieren hat. Die Veränderungstheorie hat als Therapietheorie, d. h. unter Einschluß des Grundelements der Interaktion, eine soziale Lerntheorie⁵ zu sein. Dieses Kriterium allerdings erfüllt das lernpsychologische Wissen noch kaum. Wie die Sozialpsychologie ist auch die Lernpsychologie auf ein Menschenmodell gebaut, das monadologisch konzipiert ist und nicht von Menschen im Plural ausgeht. Die Aufgabe eines Modells des störungsfreien Individuums liegt darin, die Ziele des psychotherapeutischen Handelns zu formulieren. Entsprechend den unterschiedlichen Menschenmodellen, denen die verschiedenen psychotherapeutischen Schulen in ihrer Theorie und Praxis verpflichtet sind, ergeben sich unterschiedliche Modelle des "normal" funktionierenden Individuums. Allerdings ist zu vermuten, daß auf der Ebene der Therapieziele die Differenzen der psychotherapeutischen Schulen geringer sind als beispielsweise auf der Ebene der Krankheitstheorien oder der Therapiemethoden (vgl. Toman 1978).

Von den drei minimalen Grundelementen des therapeutischen Feldes — der Interaktion, dem Handeln und der Veränderbarkeit — ist der Faktor Handeln der umfassendste, denn das therapeutische Handeln ist nicht unabhängig von den anderen beiden Faktoren, sondern hat diese optimalerweise als spezifische Wissenselemente in Rechnung zu stellen. Daher können wir im folgenden unsere Überlegungen zur Wissensstruktur des therapeutischen Feldes auf den Handlungsfaktor eingrenzen.

Die Wissensstruktur des psychotherapeutischen Handelns

Formal gesehen läßt sich die Wissensstruktur des therapeutischen Feldes wie in Abb. 1 darstellen.⁶ Danach wird das Handeln des Psychotherapeuten geleitet von einer Hierarchie immer allgemeiner werdender Wissensebenen. Die *Praxeologie* stellt einen handlungsnahen Raster bereit, der die Arbeit des Therapeuten durch möglichst konkrete Entscheidungshilfen erleichtern soll. Solche Entscheidungshilfen

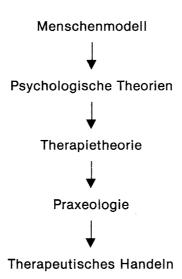


Abb. 1: Die Wissensstruktur des psychotherapeutischen Handelns

können sein: Hinweise zum Arrangement des therapeutischen "Setting", Indikationen für spezifische therapeutische Methoden, Regeln für die Gestaltung der Therapeuten/Klient-Beziehung etc. Die Therapietheorie umfaßt das Wissen um die spezifischen Bedingungen, Prozesse, Wirkfaktoren etc. des therapeutischen Feldes, entweder jeder Psychotherapie oder einer spezifischen Therapieschule. Sie thematisiert nicht nur jenes Wissen, das der Psychotherapeut in seinem Handeln unmittelbar einsetzen kann, sondern auch allgemeineres Wissen, das beispielsweise ökologische oder institutionelle Einflüsse auf die Therapiesituation, den Prozeß der klinischen Urteilsbildung, die Rekrutierung der Klienten, die Erfolgsquoten der Therapie etc. betrifft. Die psychologischen Theorien artikulieren ein Wissen um allgemeinere Faktoren des psychischen Geschehens, ein Wissen also, das nicht auf das psychotherapeutische Handeln und die psychotherapeutische Situation beschränkt ist, sondern für jeden menschlichen Verhaltenskontext gültig sein soll. Dazu gehören Wahrnehmungs-, Lern-, Motivations-. Persönlichkeits- und Interaktionstheorien, aber auch speziellere Theorien, die etwa die Genese psychischer Störungen, das Traumgeschehen, die künstlerische Kreativität etc. erklären wollen. Schließlich legen die Menschenmodelle, wie wir bereits diskutiert haben, den allgemeinen anthropologischen Rahmen fest, innerhalb dessen sich die anderen Wissensebenen entwickeln und ausgestalten können. Die Hierarchie der Wissensebenen soll zum Ausdruck bringen, daß die ie höhere Ebene die Argumente zur Entwicklung der je tieferen Ebene bereitstellt.

Wissenschaftstheoretisch von besonderem Interesse ist die Frage, wie diese verschiedenen Wissensebenen inhaltlich gefüllt werden. Wie wird die therapeutische Wissensstruktur methodisch angefüllt? Das therapeutische Handeln steht, anders als etwa das Handeln des akademischen Forschers, unter einem unmittelbar spürbaren Handlungsdruck. Anders als der "reine" Wissenschaftler ist der Psychotherapeut auf Wissen angewiesen, das für sein Handeln von direkter Relevanz ist und alle Aspekte seines Handlungsfeldes umfassend abdecken kann. Das aber heißt, daß die in Abb. 1 skizzierte formale Wissensstruktur des therapeutischen Feldes auf allen Ebenen in extenso inhaltlich gefüllt sein muß. Um handeln zu können, muß der Psychotherapeut Zugang zu einer Wissensstruktur haben, die keine gravierenden Lücken aufweist. Zweifellos sind die zur Zeit verfügbaren psychologischen Theorien nicht in der Lage, diesen Wissensansprüchen zu genügen. Die Erkenntnisse der wissenschaftlichen Psychologie sind noch immer zu mager, als daß sie der Komplexität des therapeutischen Handlungsfeldes gerecht werden könnten. Bereits die Überlegungen im letzten Abschnitt, die von drei minimalen Grundelementen der psychotherapeutischen Situation ausgegangen sind, haben gezeigt, daß das momentan verfügbare psychologische Wissen das therapeutische Geschehen nur beschränkt einfangen kann. Weder die Interaktions- noch die Lernstruktur des psychotherapeutischen Feldes können mittels des sozialund lernpsychologischen Wissens adäquat erfaßt werden. Dasselbe gilt für andere Bereiche des therapeutischen Handelns. Die Folge ist, daß der Therapeut in seiner Praxis notwendigerweise auf Wissenselemente verwiesen ist, die nicht gemäß den strengen Standards der experimentellen Psychologie erarbeitet worden sind. Er muß auf ergänzende Wissensquellen zurückgreifen, von denen wir im folgenden einige diskutieren wollen.

- (1) Wissen aus Analogstudien. Die Psychotherapieforschung arbeitet nicht selten mit sog. Analogstudien, d. h. der Untersuchung therapierelevanter Variablen an Stichproben "normaler" Individuen. Dabei lassen sich die Kriterien der experimentellen Designtechnik (wie Maximierung des Einflusses der unabhängigen Variablen, Optimierung der Varianz der abhängigen Variablen, Kontrolle von Störvariablen, Minimisierung des Messfehlers etc.) optimal realisieren, jedoch ist die externe Validität der Ergebnisse (für die Psychotherapiesituation) zumindest fraglich.
- (2) Kollektives Wissen. Jede Form von Psychotherapie ist auf Wissen angewiesen, das aus der Erfahrung in der therapeutischen Situation stammt und kollektiv tradiert wird. Dieses Wissen kann durch öffentlich zugängliche Publikationen weitergegeben werden; es muß aber nicht so sein. So hat beispielsweise Fürstenau darauf hingewiesen, daß die psychoanalytische Therapie auf ein Wissen rekurriert, das nicht öffentlich vermittelt wird, sondern im persönlichen Erfahrungsaustausch innerhalb der psychoanalytischen Vereinigungen weitergegeben wird

(Fürstenau 1972, 1977). Diese kollektive Form der Tradierung nichtexperimentellen Wissens dürfte auch bei anderen psychotherapeutischen Schulen gleichermaßen spielen, beispielsweise bei der Verhaltenstherapie. Verschiedentlich schon ist gezeigt worden, daß der Anspruch der Verhaltenstherapie auf experimentell gesichertes Wissen von deren Praxis nicht eingelöst wird (z. B. Breger & McGaugh 1965; Gunter Herzog 1977; Jaeggi 1975; Kvale 1978; London 1972). Auch der Verhaltenstherapeut ist in seinem Handeln auf Wissenselemente verwiesen, die nicht experimentell abgesichert sind, sondern aus der therapeutischen Erfahrung stammen (vgl. Lazarus 1976).

- (3) Persönliches Wissen. Jeder Psychotherapeut baut in seinem Handeln auf Wissen, das nicht kollektiv gestützt wird, sondern allein in der persönlichen Erfahrung wurzelt. Solche persönlichen Erfahrungen können erstens aus seiner eigenen "Analyse", zweitens aus seiner therapeutischen Ausbildung, drittens aus seiner therapeutischen Arbeit ("Praxis") und viertens aus seinen alltäglichen Erfahrungen außerhalb des psychotherapeutischen Kontextes stammen.
- (4) Analogisches Wissen. Diese Form von "Wissen" entsteht dadurch, daß der Psychotherapeut psychologisches Wissen per Analogie auf die therapeutische Situation überträgt, ohne daß die Adäquatheit der Übertragung empirisch abgestützt wäre. So ist es etwa denkbar, daß ein Therapeut die Ergebnisse einer Analyse der pädagogischen Urteilsbildung auf das therapeutische Feld überträgt und sein eigenes Verhalten analog dieser pädagogisch-psychologischen Untersuchung zu verstehen versucht. Diese Strategie der Aneignung von "Wissen" dürfte nicht selten sein. Sie findet sich auch bei umfassenderen Versuchen der Therapiebegründung, etwa beim gestalttheoretischen Integrationsversuch von Walter (1977) oder in der Verhaltenstherapie. Was Walter anbelangt, so ist sein Versuch, das therapeutische Feld mit Hilfe der Gestaltpsychologie zu strukturieren, zunächst nicht mehr als die Bereitstellung einer Terminologie. Empirisch hat sich die Gestaltpsychologie vorwiegend an Wahrnehmungs- und Denkphänomenen entwickelt und in diesen Bereichen unbestreitbar die Fruchtbarkeit des Gestaltbegriffs belegen können. Darüberhinaus aber, insbesondere in den Bereichen der Persönlichkeits-, der Sozial- und der klinischen Psychologie, ist die Rede von Gestalten, Gestaltgesetzen etc. zunächst nicht mehr als eine diskutierbare Metapher. Der Psychotherapeut, der in seinem Handlungsfeld "Gestalten" perzipiert, ist mit einer bestimmten Sichtweise ausgestattet, die ihm helfen mag, seine Wahrnehmungen zu ordnen und sein Handeln zu vereinfachen. Einen theoretischen oder empirischen Gehalt jedoch hat die Gestaltmetapher nicht. Jedenfalls enthalten Gestalt-"Gesetze", deren Gültigkeit im Bereich des Wahrnehmens belegt ist, keinerlei Wissen über Bedingungen der sozialen Interaktion oder der Persönlichkeitsdynamik. Während bei einer unvollständigen geometrischen Figur relativ problemlos von einer "Tendenz zur guten Gestalt" gesprochen werden kann, lassen sich im

Falle einer sozialen Situation oder einer unvollständigen Handlung Gestaltkräfte lediglich analogisierend identifizieren. Zwar stellt die Gestaltpsychologie eine flexible Terminologie bereit; eine Terminologie macht aber noch kein Wissen aus.

Im Falle der Verhaltenstherapie hat Chomsky (1959) in einer überzeugenden Analyse gezeigt, wie bereits in Skinners Arbeiten zur Sprachpsychologie die verhaltenstheoretischen Begriffe in lediglich analogisierender Verwendungsweise gebraucht werden. Konzepte wie "Reiz", "Reaktion", "Verstärkung", "Kontrolle" etc. verlieren ihren klaren terminologischen Gehalt, wenn sie aus dem Laboratorium herausgenommen und zum Verständnis der Alltagsrealität gebraucht werden. Westmeyer hat diese Kritik weitergeführt und die Meinung vertreten, daß generell eine Übertragung der Verhaltenstheorie auf Verhalten in natürlicher, d. h. zugleich unkontrollierter, nichtprogrammierter Umgebung ... nur per Analogieschluß möglich (ist), ohne daß die Analogierelation auf ihr Zutreffen hin überprüft werden kann" (Westmeyer 1973, S. 84). Westmeyer (1976) ist daher der Ansicht, daß die Verhaltenstherapie nicht als Anwendung von Verhaltenstheorie verstanden werden kann.7 Das aber heißt nichts anderes, als daß auch die verhaltenstherapeutische Terminologie im psychotherapeutischen Feld kein Wissen zum Ausdruck bringt, zumindest nicht jene Form von Wissen, auf das sie sich so viel einbildet: experimentelles Wissen. Auch das verhaltenstherapeutische "Wissen" ist in einem nicht zu unterschätzenden Ausmaß analogisches Wissen, gebildet aus per Analogie von Laborstudien auf die psychotherapeutische Situation übertragenen Erkenntnissen.

Das Wissen aus Analogstudien, das kollektive Wissen, das persönliche Wissen und das analogische Wissen ergänzen notwendigerweise das aus der empirischen Psychotherapieforschung gewonnene Wissen. Die unterschiedliche Qualität dieser verschiedenen therapeutischen Wissensquellen dürfte bereits deutlich geworden sein. Zweifellos kann das analogische "Wissen" nicht als Wissen im Sinne von Realitätserkenntnis verstanden werden. Ebenso ist das Wissen der Analogstudien nur beschränkt als Erkenntnis über das psychotherapeutische Geschehen verwendbar. Als unmittelbar im Therapiefeld ansetzende Wissensquellen sind allein das persönliche und das kollektive Wissen zu bezeichnen, abgesehen selbstverständlich vom Wissen der Psychotherapieforschung.

Beide Formen des Wissens haben eine gemeinsame methodische Wurzel. Auch das kollektive Wissen liegt zunächst als persönliches Wissen vor, so daß eine Diskussion des persönlichen Wissens auch für das kollektive Wissen von Bedeutung ist. Eine Abklärung der wissenschaftstheoretischen Qualität des unmittelbar in der Therapiesituation gewonnenen Wissens ist für die Psychotherapie deshalb von besonderem Interesse, weil wohl die meisten therapeutischen Schulen diese Wissensquelle keineswegs als sekundär einschätzen. Einige sehen sogar

in der persönlichen und kollektiven Erfahrung die ihrem Gegenstand allein adäquaten Erkenntnispfründe. Das Problem ist zu komplex, als daß es hier erschöpfend diskutiert werden könnte. Jedoch ist meines Erachtens nicht die persönliche Erfahrung des Psychotherapeuten oder das kollektive Wissen einer Therapieschule an den Maßstäben der experimentellen Erfahrung zu messen, sondern zuvor ist die Frage zu stellen, ob der experimentelle Forscher bei seiner Arbeit ohne den "subjektiven Faktor" auskommen kann. Die Analyse der empirischen Methodologie zeigt, daß deren subjektive Voraussetzungen letztlich bloß nicht expliziert werden, daß aber tatsächlich eine Menge an standardisierter Subjektivität in den Forschungsprozeß eingeht (vgl. Cicourel 1974; von Greiff 1976; Walter Herzog 1980). Objektivität sollte nicht als Gegenbegriff zu Subiektivität verstanden werden (vgl. Walter Herzog 1979), sondern als kontrollierte Subjektivität. Dann ist zu erwarten, daß auch die Subjektivität der therapeutischen Erfahrung zwar nicht leicht, aber letztlich eben doch intersubjektiv kontrollierbar ist und damit dem Kriterium der Wissenschaftlichkeit genügen kann. Der Gegensatz zwischen experimenteller und klinischer Forschung jedenfalls verliert damit einiges an Schärfe.

Dazu kommt, daß ein empiristisches Verständnis von Erfahrung zweifellos nicht (mehr) vertretbar ist. Sowohl der Experimentator wie der Kliniker sammeln theorieimprägnierte Daten. Ihre Erkenntnisse sind kein platter Abklatsch der Wirklichkeit. Das Gewicht der Erfahrung ist lange nicht mehr so mächtig wie noch zu Zeiten des logischen Empirismus. Jedenfalls gewinnt die Überzeugung, ,,... daß das Kriterium der empirischen Rechtfertigung kein hinreichender Gesichtspunkt für die Theoriebewertung ist" (Herrmann 1976, S. 154), immer mehr an Boden.

Für die psychotherapeutische Erfahrung ergeben sich daraus einige kritische Konsequenzen. Der Therapeut, der die Wirklichkeit allein durch die Optik einer einzigen Theorie wahrnimmt, ist nicht in der Lage, deren Beschränkungen zu erkennen. Das Festhalten an einer einzigen Theorie kanalisiert den Erfahrungsprozeß und schafft dadurch Bedingungen hoher "Bestätigungsfreundlichkeit", d. h. eine Situation, in der die Richtigkeit der Theorie leicht empirisch nachweisbar ist. Gerade weil Erfahrung nur theoriegeleitet möglich ist, kann eine einzige Theorie letzlich nicht empirisch getestet werden (vgl. Feyerabend 1976). Theorien können nur "an der Erfahrung" geprüft werden, wenn sie mit anderen Theorien (über denselben Gegenstandsbereich) verglichen werden. Die Theorienkonkurrenz ist ein wesentlicher Bestandteil des empirischen Prüfvorgangs. Das heißt, daß der Psychotherapeut-Forscher, der methodologisch adäguat vorgehen will, über mehrere Theorien verfügen muß, die er in der therapeutischen Situation konkurrierend überprüft. Nur dadurch hat er die Gewähr, von der Blindheit verschont zu bleiben, die das Festhalten an einer einzigen Theorie mit sich bringen kann. Das persönliche therapeutische Wissen ist also

dann in Frage zu stellen, wenn der Psychotherapeut seine Forschung auf eine einzige Theorie beschränkt. Denn dabei arbeitet er unter Bedingungen, die der Bestätigung seiner Theorie entgegenkommen; er verschafft sich Erkenntnisse, deren dogmatischer Gehalt den empirischen übersteigt.

Eine Strategie der Therapieintegration

Nach diesen Ausführungen zur Wissensstruktur des psychotherapeutischen Feldes wollen wir uns abschließend einige Überlegungen zur Frage der Therapie- und Methodenintegration machen. Auf dem Hintergrund unserer Argumentation im vorhergehenden Abschnitt liegen zwei Strategien der Integration nahe: eine Integration von "oben" und eine Integration von "unten". Die Integration von "oben" hat entlang den deduktiven Pfaden von Abb. 1 zu erfolgen. Ausgangspunkt der Integration ist die Formulierung eines Menschenmodells, das die im therapeutischen Handeln begegnende Komplexität des Menschen adäguat wiedergibt. Dabei ist idealerweise eine Abkehr von bloßen Analogie-Modellen zu wünschen und ein Menschenmodell als selegierender Repräsentation der psychischen Wirklichkeit zu entwerfen. Als Methodologie einer solchen abstraktiven Modellkonstruktion steht zur Zeit wohl allein die Phänomenologie zur Verfügung, so daß zumindest dieser erste Schritt einer Integration von "oben" phänomenologisch zu erfolgen hätte. In den nächsten Schritten wäre, entsprechend den Ebenen von Abb. 1, jenes allgemein-psychologische, therapie-spezifische und praxeologische Wissen zu entwickeln, das mit den Postulaten des formulierten Menschenmodells vereinbar ist. In einem letzten Schritt ließen sich dann jene im breiten Spektrum der psychotherapeutischen Schulen vorfindbaren Methoden identifizieren, die den Kriterien der von "oben" entwickelten Wissensstruktur genügen. Auf diese Weise würden jene Methoden integriert, deren Wissensstrukturen mit der deduktiv entwickelten Standard-Wissensstruktur kompatibel sind.

Der Nachteil der Integration von "oben" liegt in einer Überbewertung der Heterogenität der Psychotherapien, wodurch möglicherweise nicht wenige integrierende Momente übersehen werden. Die Integration von "oben" geht aus von der abstrakten Ebene der Menschenmodelle und erreicht erst nach mehreren Zwischenschritten die Ebenen der Praxeologie und des therapeutischen Handelns. Das heißt, daß dem öffentlich dokumentierten theoretischen Selbstverständnis einer psychotherapeutischen Schule ein stärkeres Gewicht beigemessen wird als ihrem tatsächlichen Handeln in der therapeutischen Situation. Nun verläuft bei nicht wenigen Psychotherapien der Prozeß der Theoriegenese gerade umgekehrt: Die Praxis wird nicht aus der Theorie begründet, sondern die Theorie entsteht als Reflexion auf eine bereits (mehr oder weniger) funktionierende Praxis. In der Konsequenz ist die Relation der psychotherapeutischen Theorien zur therapeutischen Praxis

oftmals *unklar*. Die Theorie kann der Praxis entsprechen; es ist aber genauso gut das Gegenteil möglich, d. h. die *explizite* Theorie ist eine inadäquate Widerspiegelung der im Handeln *implizierten* Theorie. So steht beispielsweise im Falle der Psychoanalyse der naturwissenschaftlich-mechanistisch formulierten Metapsychologie *Freuds* die hermeneutische Struktur der therapeutischen Praxis gegenüber (vgl. *Lorenzer* 1974). Ähnliches gilt für die Verhaltenstherapie. Auch deren Theorie ist in ihren Begriffen naturwissenschaftlich orientiert, während die verhaltenstherapeutische Praxis auf einer interpretativen Struktur aufruht, ohne die sie nicht funktionieren könnte.⁸

Dieser Gedanke läßt vermuten, daß verschiedene Therapietheorien das psychotherapeutische Geschehen nur unvollkommen widergeben. Im therapeutischen Handeln scheint mehr (implizites) Wissen zu stecken, als die (explizite) Therapietheorie zur Sprache bringt. Dieses nicht explizierte Wissen könnte bei verschiedenen psychotherapeutischen Schulen identisch sein. Dafür sprechen zumindest die sog. ..unspezifischen" Therapiefaktoren und die verblüffend ähnlichen Erfolgsquoten verschiedener Psychotherapieformen. Die Diskrepanz zwischen heterogenem explizitem und homogenem implizitem Wissen läßt sich sozialpsychologisch erklären. Psychotherapeutische Schulen funktionieren als soziale Gruppen, die bekanntlich dazu tendieren, sich nach innen zusammen- und nach außen abzuschließen. Dadurch entwickeln sich theoretisch-ideologische Superstrukturen, die eine Heterogenität der Standpunkte suggerieren, die faktisch nicht besteht. Akzeptiert man diese Überlegungen, so muß eine Integration von "oben" die Differenzen verschiedener Psychotherapien zwangsläufig überschätzen.9 Es ist daher zu fragen, ob nicht eine Integration von "unten", d. h. eine Analyse des psychotherapeutischen Handelns im Hinblick auf dessen *impliziten* anthropologischen und theoretischen Wissensstrukturen, die adäquatere Integrationsstrategie ist.

Die Integration von "unten" hat eine Rekonstruktion der therapeutischen Praxis zu leisten, die zu einem gegenüber den "offiziellen" Therapietheorien angemesseneren Verständnis des psychotherapeutischen Handelns führt (vgl. van Quekelberghe 1979). Diese Aufgabe ist ohne vergleichende empirische Forschung nicht zu leisten. Allerdings ist ebensosehr begriffliche Anstrengung gefordert. Es existiert keine einheitliche psychotherapeutische Terminologie, so daß die Therapieintegration nicht nur vergleichend-empirisch, sonder auch vergleichendbegrifflich vorzugehen hat. Begriffe wie "Krankheit", "Neurose", "Widerstand", "Übertragung", "Verhalten", "Verstärkung", "Empathie" etc. sind in eine gemeinsame Sprache zu übersetzen. In dem Maße wie psychotherapeutische Schulen soziale Gruppen sind, sind sie auch Sprachgemeinschaften. Ihre Sprache ist daher nicht selten Fassade, die eine Diskrepanz der Meinungen demonstriert, die tatsächlich nicht oder nur beschränkt besteht. Integration der Psychotherapie ist vielleicht dann zu erwarten, wenn die grobschlächtigen antithetischen

Programmatiken aussterben und eine Feinanalyse des therapeutischen Tuns und Sagens an deren Stelle tritt. Aber zweifellos würde durch eine solche Analyse nicht nur die Integration gefördert. Auch die wirklichen Differenzen kämen deutlicher zum Ausdruck. Dadurch ließe sich für die echt kontroversen Sachverhalte eine fruchtbarere Diskussionsbasis finden.

Wegen der besonderen Wissensquellen des therapeutischen Feldes ist eine Rekonstruktion der Psychotherapien kein einfaches Unterfangen. Nicht wenige praxeologische und theoretische Konzepte verschiedener psychotherapeutischer Schulen werden durch Wissenselemente gestützt, deren Qualität zumindest fragwürdig ist und die eher den Charakter von Mythen als von echten Erkenntnissen haben. Die Auflösung solcher therapeutischer Mythen ist eine wichtige Aufgabe der Integration von "unten" (vgl. Kiesler 1977; van Quekelberghe 1979). Mythen werden durch Kritik der psychotherapeutischen Wissensquellen identifiziert und auf die gleiche Art zerstört, was voraussetzt, daß auf jeder Ebene der therapeutischen Wissensstruktur eine klare Analyse der Wissensquellen möglich ist.

Mit der empirischen, begrifflichen und mythenzerstörenden Rekonstruktion der Psychotherapien ist die Integration von "unten" noch nicht abgeschlossen, sondern erst vorbereitet. Für den eigentlichen Integrationsschritt sind die kompatiblen Elemente auf den verschiedenen, rekonstruierten Ebenen der therapeutischen Wissensstruktur zu identifizieren und zusammenzufügen. Dazu aber ist erneut eine Perspektive von "oben" notwendig, denn zusammenfügen läßt sich nur dasjenige, was in einer bestimmten Hinsicht gleich ist. Diese Hinsicht kann je nach dem Zweck der Integration verschieden sein. Der Zweck seinerseits ist nicht unabhängig von anthropologischen Erwägungen, so daß als Integrationsperspektive Menschenmodelle bereitstehen. Psychotherapeutische Methoden sind dann integrierbar, wenn ihre (implizite) Wissensstruktur den Postulaten des Menschenmodells entsprechen, unter dessen "Hinsicht" die Integrationsarbeit in Angriff genommen wurde.

Es zeigt sich damit, daß die Integration von "oben" und die Integration von "unten" nicht zwei unabhängig voneinander zu denkende Strategien, sondern zwei taktische Schritte einer einzigen Integrationsstrategie sind. Die Integration von "unten" rekonstruiert aus einer Perspektive außerhalb des Selbstverständnisses der einzelnen Psychotherapien deren Wissensstrukturen. Sie entwirrt durch eine kritische, entmythologisierende Analyse der therapeutischen Wissensquellen die anthropologische und theoretische Struktur des Wissens der psychotherapeutischen Schulen. Die Integration von "oben" setzt an den rekonstruierten Wissensstrukturen an und integriert jene Methoden und Wissenselemente, die mit den Postulaten des im Hinblick auf den Zweck der Therapieintegration formulierten Menschenmodells kompatibel sind. Eine solche zweischrittige Strategie der Methodenintegra-

tion ist anspruchsvoll und verlangt von jeder psychotherapeutischen Schule eine realistische (Selbst-) Einschätzung ihrer Wissensstruktur und den unbedingten Verzicht auf jegliche verfehlte Polemik anderen Therapieschulen gegenüber.

Anmerkungen

- "Pragmatisch" im Sinne der Semiotik verstanden (vgl. Groeben & Westmeyer 1975, S. 26ff).
- 2) Die Begriffe "Psychotherapie" und "Therapie" werden im folgenden synonym und in einem umfassenden Sinn gebraucht. Eingeschlossen sind verhaltenstherapeutische, körpertherapeutische, "nootherapeutische" (Petzold), kommunikationstherapeutische etc. Verfahren.
- 3) Diese drei Menschenmodelle lassen sich relativ leicht einzelnen psychotherapeutischen Schulen zuordnen. So das organismische Modell der Gestalttherapie und der Gesprächstherapie, das mechanistische Modell der Verhaltenstherapie und das rationale Modell der rational-emotiven Therapie Ellis' und gewissen Formen der kognitiven Therapie (z. B. Mahoney 1977). Wir werden allerdings sehen, daß die Relation Menschenmodell/therapeutische Praxis um einiges verworrener ist als diese Zuordnungen suggerieren.
- 4) "Lernen" nicht im engen Sinn der behavioristischen Lerntheorien verstanden, sondern allgemeiner, jede erfahrungsbedingte Verhaltensänderung umfassend.
- 5) "Soziales" Lernen nicht im Sinne des Erwerbs interaktiver Fertigkeiten verstanden, sondern als Lernen in der sozialen Situation bzw. in der Interaktion mit anderen.
- 6) In das Schema von Abb. 1 gehen Anregungen von Fürstenau (1977) und van Quekelberghe (1979, S. 224ff.) ein.
- 7) Was wir hier am Beispiel Skinner diskutiert haben, gilt analog für andere Formen der Verhaltenstherapie und deren verhaltenstheoretische Fundierung, z. B. die Technik der Gegenkonditionierung von Wolpe und Eysenck (vgl. Breger & McGaugh 1965).
- 8) Die Psychoanalyse und die Verhaltenstherapie sind sich diesbezüglich recht ähnlich. Sowohl in der Psychoanalyse wie in der Verhaltenstherapie gibt es eine Praxis, die offenbar funktioniert (d. h. therapeutische Erfolge bringt). In beiden Fällen aber gibt es Auseinandersetzungen darüber, wie diese funktionierende Praxis zu erklären ist. Sowohl in der Psychoanalyse (z. B. Hartmann 1972; Lorenzer 1974) wie in der Verhaltenstherapie (z. B. Breger & McGaugh 1965; Jaeggi 1975) gibt es verschiedene Versuche, die ursprüngliche ("orthodoxe") Therapietheorie zu reformulieren, um ein adäquateres Verständnis der therapeutischen Praxis zu erreichen.
- 9) Als Konsequenz dieser Überlegungen ist auch das Schema von Abb. 1 zu überdenken. Offensichlich gibt Abb. 1 nicht die reale, sondern die ideale Wissensstruktur des therapeutischen Handelns wieder. In einem Schema der realen Wissensstruktur wären auch Pfeile von den unteren zu den oberen Ebenen einzuzeichnen, Pfeile, die über mehrere Ebenen hinweg reichen, Pfeile, die Widersprüche und Feed-backs zum Ausdruck bringen, etc.

Zusammenfassung

Es wird eine autochthone psychologische Wissenschaftstheorie gefordert, die sich der spezifischen Probleme von Psychologie und Psychotherapie annimmt. Eine solche Wissenschaftstheorie hat unter anderem die Funktion von Menschenmodellen und die Bedeutung von Analogien im psychologischen Erkenntnisprozeß abzuklären. Die zentrale Aufgabe einer wissenschaftstheoretischen Analyse von Psychotherapien wird in der Rekonstruktion der Wissensstrukturen und -quellen des therapeutischen Handelns gesehen. Als Strategie der Psychotherapie-Integration wird ein zweistufiger Prozeß vorgeschlagen. In einem ersten Schritt ist die kritische Durchforstung des Selbstverständnisses der Psychotherapien und eine realitätsangemessenere Reformulierung deren Wissens-

strukturen zu leisten. In einem zweiten Schritt werden jene reformulierten Wissenselemente und Methoden integriert, die mit den Postulaten eines vorgänig entworfenen Menschenmodells kompatibel sind.

Summary

An autochthonous psychological theory of science is postulated which is concerned with the specific problems of psychology and psychotherapy. Such a theory of science would have to clarify the function of models of man and the meaning of analogies in the process of psychological understanding. The main task of an analysis of psychotherapies from the aspect of a theory of science is seen in the reconstruction of the patterns and sources of knowledge in therapeutic activity. A two step process is proposed as a strategy for the integration of psychotherapies: The first step would be to critically reexamine the self-concepts of psychotherapies and to reformulate their patterns of knowledge. The second step would be to integrate the items and methods that have been reformulated and that are consistent with the postulates of a model of man, as previously designed.

Literatur

- Breger, L. & McGaugh, J. L., Critique and Reformulation of ,,Learning-Theory" Approaches to Psychotherapy and Neurosis, in: *Psychological Bulletin* 63 (1965), S. 338—358.
- Chapanis, A., Men, Machines, and Models, in: American Psychologist 16 (1961), S. 113-131.
- Chomsky, N., Review of B. F. Skinner's Verbal Behavior, in: Language 35 (1959), S. 26—58.
- Cicourel, A. V., Methode und Messung in der Soziologie, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1974
- Elias, N., Was ist Soziologie? Juventa, München 19712.
- Feyerabend, P., Wider den Methodenzwang, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1976.
- Fürstenau, P., Probleme der vergleichenden Psychotherapieforschung, in: Bachmann, C. H. (Hrsg.), Psychoanalyse und Verhaltenstherapie, Fischer, Frankfurt a. M. 1972, S. 18—57.
- —, Praxeologische Grundlagen der Psychoanalyse, in: Pongratz, L. J. (Hrsg.), Handbuch der Psychologie, Bd. 8/1: Klinische Psychologie, Hogrefe, Göttingen 1977, S. 847—888.
- Goldstein, A. P., Therapist-Patient Expectancies in Psychotherapy, Pergamon, New York 1962.
- Graumann, C. F. & Métraux, A., Die phänomenologische Orientierung in der Psychologie, in: Schneewind, K. A. (Hrsg.), Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie, Reinhardt, München 1977, S. 27—53.
- von Greiff, B., Gesellschaftsform und Erkenntnisform, Campus, Frankfurt a. M. 1976. Groeben, N. & Scheele, B., Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts, Steinkopff, Darmstadt 1977.
- Groeben, N. & Westmeyer, H., Kriterien psychologischer Forschung, Juventa, München 1975.
- Haley, J., Gemeinsamer Nenner Interaktion, Pfeiffer, München 1978.
- Hartmann, H., Die Grundlagen der Psychoanalyse, Klett, Stuttgart 1972, (Orig. 1927). Herrmann, Th., Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme, Hogrefe, Göttingen
- Herzog, G., Zur klinischen Wirklichkeit der Verhaltenstherapie, in: Das Argument Sonderband 15 (1977), S. 188—197.
- Herzog, W., Zur Kritik des Objektivismus in der Psychologie, in: Psyche 33 (1979), S. 289—305.
- -, Modell und Methode in der Psychologie, Ms., Zürich 1980.

- Israel, J., Stipulations and Construction in the Social Sciences, in: Israel, J. & Tajfel, H., (Hrsg.), The Context of Social Psychology, Academic Press, London 1972, S. 123—211.
- Jaeggi, E., Persönlichkeitstheoretische Implikationen verhaltenstherapeutischer Praxis, in: Das Argument 91 (1975), S. 423—439.
- Kessel, F. S., The Philosophy of Science as Proclaimed and Science as Practiced: "Identity" or "Dualism"? in: American Psychologist 24 (1969), S. 999—1005.
- Keupp, H. & Bergold, J. B., Probleme der Macht in der Psychotherapie unter spezieller Berücksichtigung der Verhaltenstherapie, in: Bachmann, C. H. (Hrsg.), Psychoanalyse und Verhaltenstherapie, Fischer, Frankfurt a. M., S. 105—140.
- Kiesler, D. J., Die Mythen der Psychotherapieforschung und ein Ansatz für ein neues Forschungsparadigma, in: Petermann, F. (Hrsg.), Psychotherapieforschung, Beltz, Weinheim 1977, S. 7—50.
- Kuhn, Th., Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1976.
- Kvale, St., Skinners radikaler Behaviorismus und operante Verhaltenstherapie Umriß einer phänomenologischen und marxistischen Kritik, in: Psychologie und Gesellschaftskritik 2/4 (1978), S. 7—36.
- Lachman, R., The Model in Theory Construction, in: Psychological Review 67 (1960), S. 113—129.
- Lazarus, A. A., (Hrsg.), Angewandte Verhaltenstherapie, Klett, Stuttgart 1976.
- London, P., The End of Ideology in Behavior Modification, in: American Psychologist 27 (1972), S. 913—920.
- Lorenzer, A., Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1974.
- MacLeod, R. B., Newtonian and Darwinian Conceptions of Man; and Some Alternatives, in: Journal of the History of the Behavioral Sciences 6 (1970), S. 207—218.
- Mahoney, M. J., Kognitive Verhaltenstherapie, Pfeiffer, München 1977.
- Moscovici, S., Society and Theory in Social Psychology, in: Israel, J. & Tajfel, H. (Hrsg.), The Context of Social Psychology, Academic Press, London 1972, S. 17—68.
- Neisser, U., Kognitive Psychologie, Klett, Stuttgart 1974.
- Palermo, D. S., Is a Scientific Revolution Taking Place in Psychology? in: Science Studies 1 (1971), S. 135—155.
- Perrez, M., Ist die Psychoanalyse eine Wissenschaft? Huber, Bern 1972.
- Petzold, H., Integrative Bewegungstherapie, in: Petzold, H., (Hrsg.), Psychotherapie & Körperdynamik, Junfermann, Paderborn 1974, S. 287—404.
- Popper, K. R., Conjectures and Refutations, Routledge and Kegan Paul, London 1969. van Quekelberghe, R., Systematik der Psychotherapie, Urban & Schwarzenberg, München 1979.
- Reese, H. W. & Overton, W. F., Models of Development and Theories of Development, in: Goulet, L. R. & Baltes, P. B., (Hrsg.), Life-Span Developmental Psychology: Research and Theory, Academic Press, New York 1970, S. 115—145.
- Royce, J. R., Psychology Is Multi-: Methodological, Variate, Epistemic, World View, Systemic, Paradigmatic, Theoretic and Disciplinary, in: Arnold, W. J., (Hrsg.), Conceptual Foundations of Psychology, University of Nebraska Press, Lincoln 1976, S. 1-63.
- Scheff, T. J., Das Etikett "Geisteskrankheit", Fischer, Frankfurt a. M. 1973.
- Scheflen, A. E., Die Bedeutung der Körperhaltung in Kommunikationssystemen, in: Auwärter, M., Kirsch, E. & Schröter, K., (Hrsg.), Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1976, S. 221—253.
- Schützenberger, A. A. & Geffroy, Y., The Body and the Group: The New Body Therapies, in: Weitz, Sh., (Hrsg.), Nonverbal Communication, Oxford University Press, New York 1979, S. 207—219.
- Silverman, I., Crisis in Social Psychology: The Relevance of Relevance, in: American Psychologist 26 (1971), S. 583—584.

- Skinner, B. F., About Behaviorism, Vintage Books, New York 1976.
- Toman, W., Ziele der Psychotherapie, in: Pongratz, L. J., (Hrsg.), Handbuch der Psychologie, Bd. 8/2: Klinische Psychologie, Hogrefe, Göttingen 1978, S. 1820—1848.
- Valins, St. & Nisbett, R. E., Attribution Processes in the Development and Treatment of Emotional Disorder, in: Jones, E. E., et al., Attribution: Perceiving the Causes of Behavior, General Learning Press, Morristown 1971, S. 137—150.
- Walter, H. J., Gestalttheorie und Psychotherapie, Steinkopff, Darmstadt 1977.
- Watson, R. I., Psychology: A Prescriptive Science, in: American Psychologist 22 (1967), S. 435—443.
- Watzlawick, P., Beavin, J. H. & Jackson, J. J., Menschliche Kommunikation, Huber, Bern 1972³.
- Werbik, H., Theorie der Gewalt, Fink, München 1974.
- Westmeyer, H., Kritik der psychologischen Unvernunft, Kohlhammer, Stuttgart 1973.
- —, Verhaltenstherapie: Anwendung von Verhaltenstheorien oder kontrollierte Praxis? in: Gottwald, P. & Kraiker, Chr. (Hrsg.), Zum Verhältnis von Theorie und Praxis in der Psychologie, Sonderheft I der "Mitteilungen der GVTe. V." 1976, S. 9—31.
- Wolman, B. B., Does Psychology Need Its Own Philosophy of Science? in: American Psychologist 26 (1971), S. 877—886.

Anschrift des Autors:

Dr. Walter Herzog Pädagogisches Institut der Universität Zürich Rämistraße 74 CH-8001 Zürich